

„Geschlecht – Körper – Wahrnehmung“

3. Interdisziplinäres Kolloquium zur Gender-Forschung

24.-26. November 2011 an der Universität Rostock

**Abstracts**

1. *Wahrnehmung, Körper und Geschlecht*

**„Kann man anders wahrnehmen, als man wahrnimmt?“**

**Alexandertechnik als querliegende Rationalität zur hegemonial weiblichen Körpernorm**

Bettina Wuttig

(Universität Marburg)

Die Teilhabe von Mädchen und Frauen an prestigeträchtigen sozial-kulturellen Kontexten scheint zunehmend von dem Besitz eines perfekten Körpers abzuhängen. Der Körper soll dabei nicht nur den gängigen Schönheitsnormen entsprechen, er soll sich auch als perfekter weiblicher Körper inszenieren können. Für diese Inszenierung ist die Einnahme codifizierter semi-bewusster Haltungen, Bewegungen, gar Weisen des Atmens nötig, so hier die zu vertretende These.

Weibliche Körperproduktionen sollen in diesem Beitrag als Diskriminierungsprozesse aufgefasst werden, die anders als in der zweiten Frauenbewegung sich kaum noch als Sexismus problematisieren lassen. Das nicht zuletzt, weil (weibliche) Körperinszenierungen wie auch Körpermanipulationen, von Paula Irene Villa unter der foucaultschen Formel der „Technologien des Selbst“ zusammengefasst (Villa, 2010), durchaus mit einem neoliberal-individualistischen Postfeminismus kompatibel sind (McRobbie).

Im Sinne eines emanzipatorischen Interesses<sup>1</sup> sollen hier mit Hilfe der foucaultschen Macht/Herrschaft-Unterscheidung die besonders von Mädchen und Frauen gelebten Körperinszenierungen als sexistische Unterwerfungspraktiken problematisiert werden.

Hegemoniale Körperinszenierungen werden dabei zudem mit Pierre Bourdieu als habitualisierte Denk-, Fühl- und Wahrnehmungsschemata begriffen, die jenen leiblichen Stil erst erzeugen, auf den sie als einen scheinbar natürlichen rekurren. Der hegemonial 'weibliche' Körper als ein „Stil des Fleisches“ (Butler, 1991) ist dabei Effekt einer spezifischen heterosexistischen

---

<sup>1</sup> Zur Rekonstruktion des Emanzipationsbegriffes vgl. Maurer (2011).

Rationalität. Der Beitrag wird hierauf bezugnehmend fragen, ob Körperwahrnehmungspraktiken ein Korrektiv zur habitualisierten hegemonialen weiblichen Körpernorm darstellen können. Exemplarisch soll hierfür die von F. M. Alexander für Schauspieler\_innen entwickelte Körperwahrnehmungsschulung, die Alexandertechnik, besprochen werden. Welche Körperbilder werden in der Alexandertechnik erzeugt? Wie wirken diese Bilder auf den Körper? Und am allerwichtigsten: Erzeugen diese Wirkungen am und auf den Körper einen für feministisch-emanzipatorische Zwecke produktiven Dissens zu hegemonial- weiblichen Fühl-, Denk- und Bewegungsschemata? „Kann man anders denken, als man denkt?“ fragt Foucault auf der Suche nach dem, was Kritik ausmacht (1992, Maurer, 2011). In abgewandelter Form soll hier gefragt werden: „Kann man anders wahrnehmen, als man wahrnimmt?“ Dies, um der Frage nach dem Denken wie Erfahren eines mündigen Körperselbst auf die Spur zu kommen, dem womöglich mit Hilfe der Körperbilder der Alexandertechnik eine zu den Normen querliegende Rationalität zur Verfügung gestellt werden kann.

### **Geschlecht ist Körper? Körper ist Geschlecht?**

#### **Zur Dekonstruktion der Wahrnehmung von Körper und Geschlecht im Forschungsprozess**

Jeannette Windheuser

(Bergische Universität Wuppertal)

Dass Geschlecht auch eine Frage des Körpers ist, wird in der interdisziplinären feministischen Diskussion immer wieder thematisiert. Aus der Forschungsperspektive sind Körper und Geschlecht schwer zu fassende Gegenstände, die vielleicht gerade deshalb gerne biologistisch betrachtet werden. Doch auch wenn Sozial- und Geisteswissenschaften biologistische Kategorisierungen von Menschen und ihren Körpern kritisieren, zeigt sich in empirischen Samplings wiederholt die einfache Kategorisierung nach Geschlecht.

Werden Geschlecht und Körper hingegen aus dekonstruktivistischer Sicht nach Jacques Derrida und Judith Butler als materialisierende Diskurse gefasst, stellt sich die Frage, wie sich dies methodologisch in einem empirischen Forschungsprojekt bearbeiten lässt.

Körper und auch geschlechtliche Körper werden von Forschenden zunächst von außen „beobachtet“, es handelt sich also um eine visuelle Wahrnehmung. Im Rahmen meines Dissertationsprojekts „Geschlechtliche Subjektivierungsprozesse in der stationären Jugendhilfe“ nähere ich mich Geschlecht und Körper über einen zugleich verbalen und visuellen Diskurs. Die Untersuchten stellten dazu zahlreiche fotografische Selbstportraits zur Verfügung und beteiligten

sich an bildgestützten Interviews.

Die Wahrnehmung von Körper und Geschlecht kann dekonstruktivistisch gesehen nicht prädiskursiv erfolgen. Das hat einschneidende Folgen für Datenerhebung und Auswertung: So wird Geschlecht nicht als abfragbare Größe betrachtet, die anhand des Körpers bestimmt werden kann. Vielmehr tritt die Materialisierung in Text und Bild in den Vordergrund. Forschung kann nicht auf den Gegenstand „an sich“ zurückgreifen, ihre Wahrnehmung ist immer vermittelt. Im Umgang mit dieser diskursiv erzeugten Wahrnehmung im Forschungsprozess begreife ich theoretische und methodologische Arbeit als bewusst eingreifend. Sie ist dann ebenso eine soziale Praxis wie andere auch, was eben nicht als auszumerzender Mangel zu sehen ist, der neutralisiert oder mittels kritischer Reflexion ausgeschlossen werden kann. Die Unmöglichkeit wissenschaftlicher Neutralität wird so zu einer Strategie der Kritik.

Vor diesem Hintergrund behandelt mein Beitrag theoretische und methodologische Fragen. Sie betreffen:

1. den Umgang der Wissenschaft mit der Materialität von Körper und Geschlecht
2. die Erforschung von Geschlecht und Körper aus dekonstruktivistischer Perspektive in qualitativ empirischen Studien
3. den Gebrauch von Bildmaterial bzw. von Fotografien als Dokumentationen von (geschlechtlichen) Körpern.

### **Geschlechterkonstruktionen im Kontext von Geburt**

Anke Kerschgens

(J.W. Goethe-Universität Frankfurt a. M.)

Der vorgeschlagene Beitrag beschäftigt sich mit der Bedeutung von Geburt für aktuelle Entwürfe von Weiblichkeit und Männlichkeit. Ich beziehe mich dabei auf erste Ergebnisse meines aktuellen Forschungsprojektes, das, anhand von prä- und postpartalen Gesprächen mit Schwangeren und deren Partnern und mithilfe von hermeneutischen Rekonstruktionen subjektive Konstruktionsprozesse untersucht. Ich möchte einige theoretische Überlegungen zum Zusammenhang von Geburt und Geschlechterkonstruktion in aktuellen gesellschaftlichen Dynamiken Auszüge aus dem Fallmaterial gegenüber stellen.

Geburt stellt für die Frage nach Entwürfen von Geschlecht ein interessantes Feld dar, da Schwangerschaft und Geburt in der Alltagswahrnehmung ein Kern von Weiblichkeit sind, bzw. mit Lindemann (1993, Villa 2006) als eine signifikante und damit eindeutige Körperpraxis

gefasst werden können. Der Bauch der schwangeren Frau, das Sichtbarwerden ihrer weiblichen Anatomie und Gebärfähigkeit kann in diesem Sinne als eine weibliche „Leibesinsel“ (ebd.) verstanden werden. Für Männer gilt hingegen die Zeugungsfähigkeit als ein Kernelement der Konstruktion von natürlicher Geschlechtlichkeit. Diese wird in der Schwangerschaft einer Partnerin zwar ebenfalls sichtbar, jedoch außerhalb des eigenen Körpers und getrennt vom leiblichen Empfinden. Vom Gebären sind Männer zudem im Kontext dichotomer Geschlechterkonstruktionen ausgeschlossen und können nur vermittelt teilhaben. Hier gibt es bereits Vorarbeiten zu Vätern bei der Geburt, z.B. von Wulf (2008).

Während in westlichen Gesellschaften Körperpraxen in Bezug auf Schwangerschaft und Geburt strikt binär kodiert sind, ist das Geschlechterverhältnis zugleich auch in einem transitorischen Zustand. Zugeschriebene Geschlechterdifferenzen lösen sich auf, werden neu verhandelt und neue Ambivalenzen entstehen, dies z.B. im Kontext aktueller post-fordistischer Wandlungsprozesse in der Arbeitswelt.

Zu fragen ist also, wie aktuell Weiblichkeit und Männlichkeit auf einer subjektiven Ebene erlebt und hergestellt werden und wie dabei zentrale Elemente historisch bürgerlicher Geschlechterkonstrukte (neu) entworfen werden. Eine besondere Bedeutung haben hierbei Entwürfe von Autonomie und Handlungsfähigkeit einerseits und Bindung und Fürsorge andererseits, denen im Kontext von Geburt als körperlich und leiblicher Praxis und Moment des Elternwerdens eine besondere Dynamik innewohnt (z.B. Akrich/Pasveer 2004).

## 2. *Gesundheit, Körper und Geschlecht*

### **Die Darstellung 'Selbstverletzenden Verhaltens' in Erlebnisberichten weiblicher**

#### **'Borderline'-Betroffener**

Kristin Witte

(Humboldt-Universität zu Berlin)

Die Verletzung der eigenen Haut gilt als ein Symptom der 'Borderline-Persönlichkeitsstörung'. In der öffentlichen Wahrnehmung und auch der Selbstwahrnehmung der zumeist weiblichen Betroffenen ist die Selbstverletzung zentral und wird geradezu ikonographisch mit 'Borderline' verbunden. Mithilfe von Judith Butlers

Performativitätstheorien zeigt sich, dass an diesem Punkt Geschlechterrollen und -bilder, Körpersprache sowie Selbstdarstellungen zusammenkommen.

Feministische Forscherinnen wie Dana Becker oder Janet Wirth-Cauchon analysieren die 'Borderline-Persönlichkeitsstörung' als psychiatrische Diagnose, von der vor allem Frauen betroffen sind. Durch die Diagnose werden nicht nur stereotyp weibliche und stereotyp männliche Zuschreibungen bei Frauen pathologisiert, sondern ebenso bestimmte Bewältigungsversuche 'feminisiert'. Zusätzlich verstärkte sich die Festschreibung als 'Frauenkrankheit' durch die beständige Ausweitung unterschiedlichster 'Symptome', die auf eine wachsende Zahl von Frauen zutreffen und die 'Borderline'-Diagnose zu einer Art „heterogenen Mischmasch“ machen. Die Selbstverletzung nimmt dabei eine besondere Position ein, da sie Wut und Schmerz sichtbar macht. Ähnlich wie bei den fotografierten epilepsieähnlichen Verrenkungen der Hysterikerinnen oder dem körperlichen Verschwinden der Anorektikerin, wird auch bei der Selbstverletzung der Körper zum Medium und die eigene Haut zur Performanceoberfläche. Die Selbstverletzung der 'Borderline'-Betroffenen zeigt sich dabei einerseits als stereotyp weiblicher (d.h. nicht konfrontativer) Umgang mit Wut und andererseits bzw. gleichzeitig auch als dessen Widerspruch, da die Selbstverletzung, ähnlich wie die 'Anorexie', nicht privat genug verläuft. Die öffentliche Sichtbarmachung der Verletzung, die Selbstmarkierung, kann gesellschaftlich nicht akzeptiert werden und gilt deshalb laut Dana Becker selbst als ein 'Symptom' von 'Borderline'. Als eine Form der symbolischen Kommunikation verstanden, erscheint gerade die Verletzung der eigenen Haut nicht nur als eine von Aggressivität geleitete Handlung. Die Oberfläche des Körpers wird zu einer Art Unterlage, in welche die Betroffenen ihren „graphischen Hilfeschrei“ einschreiben. Die Haut speichert die sichtbar gemachte Verwundung und erinnert dauerhaft an sie.

Aus dieser Perspektive ist die Selbstverletzung auch ein performativer (Sprech-)Akt, der erst durch die Wiederholbarkeit an Bedeutung gewinnt und sowohl den Expert\_innen als auch den Betroffenen daraufhin als legitimes und lesbares Zeichen von 'Borderline' gilt.

Bei der Betrachtung von autobiographischen Erfahrungsberichten weiblicher 'Borderline'-Betroffener fällt zunächst auf, dass sich die Pathologisierung und Tabuisierung weiblicher Wut und Aggression in diesen Büchern fortsetzt. Gleichzeitig nehmen die sehr körperlichen und plastischen Beschreibungen der eigenen Selbstverletzungen viel Raum in den Erfahrungsberichten ein.

Während die Wunden und Narben als „Körpertexte“ denkbar sind, verhält sich das ausführliche Nacherzählen dazu als inszenierter Text von Körpern. Das Schreiben über die

Selbstverletzung kann zunächst als Tabubruch und Selbstermächtigung der Betroffenen verstanden werden, da sie sich Raum schaffen, detailliert von etwas zu sprechen, über das allein sie Kontrolle haben und was sonst in der Ausführlichkeit verschwiegen wird. Sie werden „sichtbar“.

Dennoch beschreiben meinem Verständnis nach die Autor\_innen ihre Selbstverletzungen nicht nur derart eindeutig und ausführlich, um mit einem Sprechtabu zu brechen. Sie sind in gewisser Weise auch dazu verpflichtet, da sie hauptsächlich über die performativen Verletzungen am eigenen Körper als Leidende und 'Borderlinerinnen' „lesbar“ sind. Auf diese Weise stabilisieren die ausführlichen und unkritischen Beschreibungen der Autoaggressionen in den Erlebnisberichten erneut das gängige Bild von 'Borderline' und den Menschen (bzw. Frauen), die davon betroffen sind. Die stetige Konzentration auf und Wiederholung von wenigen „ikonographischen“ 'Ursachen' und 'Symptomen' kann nicht nur als „Kopiervorlage“ dienen, sondern bestätigt letztlich auch die Symptomhaftigkeit der Selbstverletzung und das normative Bild weiblicher Autoaggressivität.

### **Essstörungen – ein genderspezifisches Thema?**

Tina Schenkel

(Universität Rostock)

Essstörungen kommen besonders in Kulturen vor, in denen ein Nahrungsüberfluss existiert und Schlankeheit eine große Rolle spielt. Die Anorexia nervosa (Magersucht) und Bulimia nervosa (Bulimie) treffen in erster Linie Frauen. 90% aller Essstörungspatienten sind weiblich<sup>2</sup>. Das Geschlecht bildet einen Risikofaktor für die Entstehung einer Essstörung – somit sind Essstörungen ein genderspezifisches Thema.

Die hohe Prävalenzrate der Essstörungen bei Frauen ergibt sich vorwiegend aus soziokulturellen Gründen: So zeigte eine Heidelberger Studie, dass sich jedes zweite Mädchen in Deutschland aber nur jeder fünfte Junge im Alter von 14 bis 16 als zu dick empfindet<sup>3</sup>. Bei Frauen kommt es sozialisationsbedingt sehr früh zu einem starken Missverhältnis zwischen Ideal- und Selbstbild. Dies resultiert unter anderem daraus, dass Frauen ihre Körper sehr viel stärker vergleichen als Männer. Die Orientierung an unrealistischen Vorbildern kann zur Entstehung einer Essstörung beitragen: Lag der Body

---

<sup>2</sup> Vgl. Van Hoeken, Lucas & Hoek, 1998, p. 99.

<sup>3</sup> Vgl. <http://www.uni-heidelberg.de/presse/news07/2702unzu.html> (01. Mai 2011).

Mass Index der Miss America in den 1920er Jahren noch bei 20-25, so bewegt er sich im Laufe der Jahre immer weiter gen Untergewicht: In den 80er Jahren sank der BMI gar auf 16,9, einem deutlich anorektischen Wert<sup>4</sup>.

Die weibliche Identität wird vorrangig über äußere Merkmale definiert – sehr viel stärker als bei Männern, bei denen berufliche Erfolge und individuelle Fähigkeiten deutlich im Vordergrund stehen. So sind Mädchen sehr früh einem hohen gesellschaftlichen Druck ausgesetzt, der bei Männern ebenfalls vorhanden ist, jedoch auf anderen Ebenen. Die früh einsetzende Fixierung auf den Körper und das Aussehen wirkt sich bei Frauen stark auf das Selbstvertrauen, das Körperbild und die Körperzufriedenheit aus – zentrale Symptombereiche einer Essstörung<sup>5</sup>.

Bei Vorliegen einer Essstörung scheint es hinsichtlich des Symptomverlaufs keine relevanten Unterschiede zwischen Männern und Frauen zu geben. In den USA wird jedoch eine spezifische Essstörungsform für Männer deklariert: die „reverse anorexia“ oder „bigory nervosa“<sup>6</sup>. Die Betroffenen sind davon überzeugt, über zu wenig Muskelmasse zu verfügen. Deshalb betreiben sie zwanghaft ein muskuläres Aufbautraining. Eine genderspezifische Therapie für diese wie für alle anderen Essstörungsformen gibt es noch nicht. Das liegt auch daran, dass sich Männer sehr viel seltener einer Behandlung unterziehen als Frauen.

### **Männlich mit Viagra?**

#### **Ambivalente Verschränkungen von Körper, Geschlecht und Sexualität**

Claudia Sontowski

(J.W. Goethe-Universität Frankfurt a. M.)

Neue medizinische Eingriffsmöglichkeiten lassen den menschlichen Körper gegenwärtig zunehmend als veränderbar und gestaltbar erscheinen. Besonders die Erweiterung menschlicher Körperfähigkeiten steht dabei im Fokus. Die PDE-5-Hemmer Viagra, Cialis und Levitra – seit etwa zwölf Jahren als orale Medikation bei Erektionsschwierigkeiten auf dem Markt – können als derartige Erweiterung von Körperfähigkeiten verstanden werden. Mein Vortrag fragt nach der Bedeutung dieses sexuellen Enhancements für Konzepte von Männlichkeit und Sexualität bei Männern. Welche Erfahrungen machen Männer, die Viagra nutzen? Wie beeinflussen diese Erfahrungen deren Verständnis von Männlichkeit und

---

<sup>4</sup> Vgl. Rubinstein & Caballero, 2000, p. 1569.

<sup>5</sup> Vgl. Hepp, Spindler & Milos, 2005, pp. 227.

<sup>6</sup> Vgl. Harvey & Robinson, 2003, pp. 297.

Sexualität? Die Grundlage des Vortrags bilden Interviews aus einem laufenden Forschungsprojekt zur Aneignung von Viagra, Cialis und Levitra in Deutschland, das den noch weitgehend unbekanntem alltäglichen Umgang mit diesen PDE-5-Hemmern analysiert. Ausgangspunkt meiner Analyse ist die ambivalente Verschränkung von Sexualität, Männlichkeit und Leistung durch die möglich gewordene Optimierung der männlichen Erektionsfähigkeit. Viagra verweist gleichzeitig sowohl auf die in Frage gestellte, verunsicherte Potenz als auch auf die Wiederherstellung bzw. Sicherung sexueller Leistungsfähigkeit. Damit wird der männliche Körper insgesamt einerseits als verletzlich und assistenzbedürftig markiert, andererseits scheinen Leistung und Kontrolle über den eigenen Körper mit Hilfe des Medikaments erreichbar zu sein. Betont eine Erektion, die mit Hilfe von Viagra gelingt, das ‚eigene Versagen‘ oder sind Potenz und damit auch Männlichkeit durch die Unterstützung wieder hergestellt? Aus dem Interviewmaterial wird deutlich, dass diese Spannung dem Medikament inhärent ist. In unterschiedlichen Umgangsweisen mit Viagra und Deutungen von Männlichkeit finden sich die Normalisierung verletzlicher Männlichkeiten und die Medikalisierung männlicher Körper ebenso wie die Herstellung kontrollierter Körperlichkeit und die Stabilisierung normativer Annahmen über männliche Potenz und Sexualität.

Hauptvortrag

**Defizitäre Körperlichkeit? Der Männerkörper als unkämpftes Terrain**

Michael Meuser

(TU Dortmund)

Die These, dass der Körper ein unkämpftes Terrain ist, ist aus der Frauenforschung und der Frauenbewegung bekannt. Sie bezieht sich zum einen auf die vielfältigen Versuche, auf den Körper der Frau zuzugreifen (in der Werbung, in der Pornographie, in der Medizin), zum anderen auf die gegen eine Instrumentalisierung des weiblichen Körpers gerichteten feministischen Bemühungen. Der Männerkörper war lange Zeit aus dem Diskurs der Geschlechterforschung weitgehend ausgeklammert und allenfalls mit Blick auf Männer als Gewalttäter thematisch. In jüngster Zeit gerät er verstärkt ins Blickfeld – nicht nur der Geschlechterforschung, sondern auch der medialen Öffentlichkeit und zahlreicher Körperindustrien. Im wissenschaftlichen Feld haben zudem die Gesundheits- und die Erziehungswissenschaft den männlichen Körper als Untersuchungsgegenstand entdeckt. Die

hier dominierende Semantik ist von Defizitkategorien bestimmt, sie beschreibt den männlichen Körper als einen Problemkörper und nimmt damit ein im feministischen Diskurs verbreitetes Deutungsmuster auf.

Der Vortrag wird kurz auf die ‚Entkörperung‘ des Mannes im Geschlechterdiskurs der bürgerlichen Gesellschaft eingehen und dann – vor diesem Hintergrund – die feministische, die erziehungs- und die gesundheitswissenschaftliche Perspektive auf den Männerkörper skizzieren. Nach diesem Blick auf die diskursiven Konstruktionen des Männerkörpers wird gezeigt, dass die hier vorherrschenden Defizitzuschreibungen sich auf eine typische Form männlicher Körpersozialisation beziehen: auf das Riskieren des eigenen Körpers in Spielen des Wettbewerbs. Anschließend wird der Vortrag auf eine Richtung in Jungenpädagogik und Männerarbeit eingehen, die sich positiv auf das Riskieren des eigenen Körpers bezieht. In einem weiteren Schritt wird diesen Auseinandersetzungen über den Männerkörper ein parallel dazu verlaufender, von Körperindustrien und Lifestylezeitschriften getragener, Diskurs über den Männerkörper kontrastiert, in dem der Körper als Gestaltungsfläche zum Zweck vorteilhafter Selbstinszenierungen thematisiert wird. Abschließend werden einige Verbindungslinien zwischen den unterschiedlichen Diskursen skizziert.

### 3. *Sexualität, Körper und Geschlecht*

**“I try to use my body language to show I am not a bad guy” –  
Male bodies and women's fear of a repeat offender in Umeå, Sweden**

Linda Sandberg  
(Umeå University, Schweden)

This article focuses on changing perceptions and representations of female and male bodies during a period of threat against women from a repeat offender in the medium-sized city of Umeå, Sweden. Based on interviews with women and men in Umeå, this article aims to examine meanings of fear of violence in public space by focusing on constructions of the body during a period of changing public crime discourses due to assaults by a serial rapist, the so-called Haga Man. The article illustrates how a change took place in both individual and public narratives from a focus on how women should conduct themselves to be safe, toward men’s bodily behavior in order to present themselves in a non-threatening way. This case study stresses the importance of context and demonstrates the temporality in how bodies are

perceived in space. A shift of emphasis took place toward bodies that frighten, rather than those that are afraid. Public descriptions of the Haga Man focused on characteristics of the perpetrator's body and 'normal Swedish appearance', which constructed an image of the dangerous white body. White male respondents positioned themselves in relation to these descriptions and were partly challenged with respect to new perceptions and meanings associated with 'normality'. In descriptions of the Haga Man's victims women were presented as vulnerable, but in contrast to many other cases there was no immediate focus on women's bodies in terms of respectability. The findings contribute to a discussion of how gendered power relations can be understood through shifting representations of bodies in space.

**Citizenship, memory and biosocial community:  
negotiating biomedical risk in sexual practice**

Ingrid Young

(University of Newcastle, UK)

My research has sought to explore the ways in which gay and bisexual men in the North East of England have identified and responded to risk in sexual health. Drawing on interviews with men aged 18 – 63, I will argue how the men who took part in this study understood and negotiated sexual risks within a framework of biological and sexual citizenship. The men I spoke to described the ways in which they had actively taken on board biomedical information around sexual health and integrated it into their sexual practice. They drew not only on sexual health messages about safer sex, but national and international HIV rates and ideas around how bodies experience and demonstrate illness. While this active incorporation of information into their everyday sexual practice reflects a form of biological citizenship (Rose 2007), the way they imagined risk was also framed by imagined collective histories of community. That is, men of all ages/generations spoke about how the powerful community and collective memories of the AIDS crisis of the 1980's and 1990's have shaped their notions of what is a priority in sexual health. I argue that the men in this study described themselves as part of a particular biosocial community (Rabinow 1996): a community of gay and bisexual men affected by HIV and *at risk* of HIV. These men imagined risk - and their obligations to respond to this risk – by drawing on contemporary discourses of biological and sexual citizenship. The ways in which men spoke about their own sexual practice and that of others was tied to their understandings of the obligations they felt they had to others in this

particular biosocial community. Moreover, the priorities of this biosocial community focused on the prevention of HIV and the reduction of harm to others.

### **“Let My Fingers Do the Talking”: Sexting and Infidelity in Cyberspace**

Diane Kholos Wysocki

(University of Nebraska, USA)

Although sex and infidelity are now only a keyboard away, at the end of the day, there is no substitute for physical, face-to-face contact in our sexual relationships. We investigated the behaviors of sexting - sending sexually explicit text messages and photographs via email or cell phone - and infidelity on the internet. Our findings are published online in Springer's journal, *Sexuality & Culture*.

The way we become involved in, and develop, relationships with others has changed dramatically over the last 20 years due to the increased availability of devices such as computers, modems, video cams, and cell phones. These advances have had a significant impact on our social lives, as well as on the sexual aspects of our lives. These days, the internet is where the majority of people go to find sex partners.

Sexting is a fairly new phenomenon, where adults send their nude photographs and sexually explicit text messages to another adult to turn them on and increase the likelihood of a sexual relationship. At the same time, the internet has made the act of infidelity much easier.

In order to explore both sexting and infidelity and understand how people use the internet to find sexual partners, Wysocki and Childers placed a survey on a website aimed at married people looking for sexual partners outside their marriage ([AshleyMadison.com](http://AshleyMadison.com)). A total of 5,187 adults answered questions about internet use, sexual behaviors and feelings about sexual behaviors on the internet. The authors were particularly interested in aspects of sexting, cheating online and cheating in real life.

The survey revealed some surprising results. For instance, women were more likely than men to engage in sexting behaviors. Over two-thirds of respondents had cheated online while in a serious relationship and over three-quarters had cheated in real life. Women and men were just as likely to have cheated both online and in real life while in a serious real-life relationship. In addition, older men were more likely than younger men to cheat in real life.

In particular, Kholos Wysocki and Childers found that respondents were more interested in finding real-life partners, both for dating and for sexual encounters, than online-only partners. The authors conclude: "Our research suggests that as technology changes, the way people find each other and the way they attract a potential partner also changes. While social networking sites are increasingly being used for social contact, people continue to be more interested in real-life partners, rather than online partners. It seems that, at some point in a relationship, we need the physical, face-to-face contact. Part of the reason for this may be that, ultimately, humans are social creatures."

#### 4. *Musik, Subkultur, Körper und Geschlecht*

### **Heteronorme Körperbilder unter Beschuss? Jugendkulturelle Inszenierungen von Geschlecht im Hardcore Punk und in der Gothic-Szene**

Yvonne Niekrenz  
(Universität Rostock)

In der Jugendphase ist die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechtlichkeit ein zentrales Thema, das sich spätestens mit dem Beginn der Pubertät und den damit verbundenen leiblichen und körperlichen Umwälzungen massiv aufdrängt. Der Körper verändert sich auf mitunter irritierende Weise: Sekundäre Geschlechtsmerkmale werden ausgeprägt, Scham- und Achselhaare wachsen, der Stimmbruch, die erste Monatsblutung oder der erste Samenerguss setzen ein – das Kind wird zur Frau bzw. zum Mann. Mit diesen Veränderungen geht die Aufgabe einher, die eigene Geschlechtlichkeit überzeugend darzustellen.

Die Jugendphase gilt in unserer Kultur als ein Schutz- und Schonraum, in dem Jugendliche erprobend und experimentierend mit ihrer Umwelt und ihrer eigenen Körperlichkeit umgehen (können). Dazu gehören auch die geschlechterbezogene Positionierung und etwa das provokante Überschreiten normativer Geschlechtergrenzen oder die Überbetonung bestimmter Attitüden und Merkmale des eigenen Geschlechts. Der Vortrag will sich insbesondere auf die „Herstellung von Geschlecht“ in Jugendkulturen konzentrieren und fragt, wie Jugendliche in ihren jugendkulturellen Selbstinszenierungen Geschlecht bearbeiten und als Ressource für ihre Inszenierungen nutzen. Dabei interessieren mich besonders solche Jugendkulturen, in denen tendenziell Brüche mit den dominanten männlichen bzw. weiblichen Körperbildern vorkommen, indem zum Beispiel männliche Jugendliche auf

weiblich attribuierte Darstellungsressourcen zurückgreifen (Make-up, Röcke, betonte Emotionalität und Feinfühligkeit) und umgekehrt indem weibliche Jugendliche männlich attribuierte Darstellungsmittel nutzen (schwere Stiefel, weite Kleidung, harte Tanzstile). Als geeignet erscheint mir hier zum einen die männlich dominierte Hardcore Punk-Szene, in der die wenigen weiblichen Jugendlichen eine durchaus eigenwillige Repräsentation von Weiblichkeit zeigen, und zum anderen die Gothic-Szene, in der ein Teil der männlichen Jugendlichen zu androgynen Ausdrucksformen greift. Die Analyse der Selbstinszenierung von Frauen im Hardcore Punk und von Männern in der Gothic-Szene wird durch narrative Interviews mit Szenemitgliedern empirisch fundiert, um auch die subjektiven Bedeutungsgebungen der Akteure abbilden zu können. Setzen diese Jugendlichen mit ihren Darstellungsformen heteronorme Körperbilder tendenziell unter Beschuss und inwieweit realisieren sie mit ihren „Grenzüberschreitungen“ auch „Grenzverschiebungen“?

### **Inszenierung und Kommerzialisierung von Körper und Geschlecht im Heavy Metal**

Sebastian Rachau

In meiner Dissertation „Im Feld des Heavy Metal. Vier deutsche Bands.“ beschreibe ich Musik, Texte und Kultur des Heavy Metal vor dem Hintergrund der bourdieuschen Feldtheorie. Der Fokus liegt damit auf Taktiken von Bands und Musikern als Teilnehmer am Heavy-Metal-Feld, die letztlich immer auf ökonomische Erwägungen und Zwänge zurückgeführt werden können. Um diese Taktiken zu verschleiern, umgibt sich das Heavy-Metal-Feld wie jedes andere Feld kultureller Produktion mit einer bestimmten Aura, Geschichte und Spielregeln, die Pierre Bourdieu die *illusio* nennt.

Die *illusio* des Heavy-Metal-Feldes scheint dabei mit der Inszenierung ausgeprägter, ungebrochener Männlichkeit verbunden. Musiker und Fans gefallen sich dabei in der Rolle des unantastbaren, einsamen Kriegers, der gegen die gesichtslose Masse bzw. eine imaginäre Bedrohung steht. Kleidung und Performance unterstreichen Stärke und Rohheit. Die Rolle der Frau ist klar definiert entweder als sexuelles Lustobjekt oder als treusorgende Hausfrau, die den verletzten Kriegshelden Erholung und Zuflucht bietet. Insofern erscheint gerade Heavy Metal als ein Hort geradezu reaktionärer Rollenmuster und -zuweisungen.

Doch kann dieser Eindruck nicht auch als Spielerei mit Klischees betrachtet werden, die einerseits eine nach innen wirkende, von außen nur schwer einsehbare Spielregel des Heavy-

Metal-Feldes ist und damit andererseits auch zur klaren Abgrenzung des Feldes nach außen dient?

Scheinbar gegen jede Erwartung gibt es auch im Heavy Metal Sängerinnen, weibliche Bands und Fans. Ebenso scheinen gerade in den sich besonders männlich gebenden Stilen des Heavy Metal die hohe Männerstimme, androgynes Auftreten durch stark gestylte, lange Haare u.ä. die Rollenmuster zu konterkarieren.

Der Vortrag möchte zunächst Inszenierungen von Körper und Geschlecht im Heavy Metal darstellen, um in einem zweiten Schritt die Kommerzialisierung hinter der Inszenierung zu beleuchten. Dabei wird u.a. deutlich, dass hinter der Spielerei mit Klischees und der Besetzung klarer Rollenmuster und -zuweisungen ökonomische Erwägungen der Musikwirtschaft eine entscheidende Rolle spielen.

### **Hypermaskuline ‘weiße’ Krieger – Körperinszenierungen in der Industrial- und der Extreme-Metal-Subkultur**

Dunja Brill

(University of Sussex/Humboldt-Universität zu Berlin)

Der vergeschlechtlichte Körper und seine mediale Repräsentation sowie subjektive Wahrnehmung bildet in vielen Bereichen der Popkultur einen zentralen Fokus der (Selbst)Inszenierung und Identifikation. Ferner weist die populärkulturelle und speziell die populärmusikalische Landschaft heutiger westlicher Gesellschaften neben kommerziellem Pop eine Vielzahl subkultureller Nischen auf, in denen sich alternative Musiksubkulturen mit eigenen Normen der Körperstilisierung entwickelt haben. Solche Subkulturen gewinnen im Zuge der postmodernen Fragmentarisierung von Kultur und Wissen zunehmend an Bedeutung für die Verhandlung gesellschaftlicher Konstrukte, wie z.B. Männlichkeit und Ethnie.

Während nicht-weiße subkulturelle Männlichkeiten am Beispiel des Hip-Hop bereits häufiger aus kulturwissenschaftlicher Sicht beleuchtet wurden, stellt die Analyse ‘weißer’ männlicher Inszenierungen bislang eine Leerstelle der Subkulturforschung dar. Insofern betrachtet der anvisierte Vortrag zwei stark maskulin und ethnisch ‘weiß’ geprägte Musikszene, namentlich Industrial und Extreme Metal, in Hinblick auf ihre Körperinszenierungen und Körperideale.

Industrial, eine Art ‘Maschinenmusik’, und Extreme Metal, eine extreme Spielart des Heavy Metal, kennzeichnet auf inhaltlicher Ebene ein häufiger Rekurs auf historische Motive, z.B. in

Songtexten bzw. verwendeten Sprachsamples, Tonträger-Artworks und Band-Images. Solche Motive drehen sich häufig um Kampf, Krieg, Militarismus oder gar Totalitarismus, und beinhalten somit vielfältige Referenzen zu Männlichkeit und Whiteness. Zudem haben die Fans beider Genres neben der Musik weitere charakteristische Codes bezüglich Kleidungsstil, Körper und Tanzstil entwickelt. Diese Stil-Codes enthalten passend zur Musik und deren Präsentation gleichsam viele maskulin-martialische Elemente, teils mit Bezug zu explizit ‘weißen’ Mythen und Geschichte(n) wie z.B. bei Versatzstücken historischer Uniformen oder Schmucksymbolen nordisch-heidnischen Hintergrunds.

Gleichzeitig bietet der Körper insbesondere beim für beide Subkulturen typischen Genuss lauter Musik mit extremen Frequenzen und damit verbundenem heftigem Tanzen die Möglichkeit ekstatischer somatisch-sensorischer Erfahrung, welche die Grenzen des Ich temporär sprengt. Der Vortrag will das Spannungsfeld ausloten, das sich hier zwischen dem – im akademischen Kanon so häufig zitierten – Körper als diskursivem Konstrukt im Sinne der Verkörperung sozialer Identitätskategorien und dem Körper als sinnlich erfahrenem Leib zeigt.

##### 5. *Internationale Medien, Körper und Geschlecht*

### **“There Are No Ugly Women, Only Lazy Ones” – The Duty of Beauty Labour in Contemporary Russian Women’s Magazines**

Holly Porteous

(University of Glasgow, UK)

Since the fall of communism, many Western-founded women’s fashion and lifestyle magazine titles have found considerable success in the Russian market. Whether in Russia or in the West, the magazines tend to present norms of beauty which are extremely narrow or difficult to achieve, something discussed in many significant feminist cultural analyses (see work by Angela McRobbie, Naomi Wolf or Janice Winship, for example). The quotation above that there are ‘no ugly women’, popularly attributed to beauty industry magnate Helena Rubinstein, is representative of a central message articulated in many of the magazines. It demonstrates the belief that, because beauty is supposedly achievable by any woman, each woman has a duty to meet certain norms of femininity through carrying out ‘beauty labour’ on themselves. Popular women’s magazines not only present desirable images of femininity, but

focus on the products, methods and technologies that women should consume in order to achieve these ideals. This creates what Dworkin and Wachs have referred to as a “culture of lack” (Body Panic: Gender, Health, and the Selling of Fitness, 2009: 10) and normalises the expenditure of a considerable amount of labour, time and money in the pursuit of beauty.

This paper draws upon a discourse analysis of the three popular contemporary Russian women’s magazines *Elle*, *Cosmopolitan* and *Liza* to discuss the language and imagery used to contribute to a culture of intense self-scrutiny and a womanly duty to use beauty labour in the continual fight against ‘non-feminine’ bodily manifestations (e.g. body hair, undesirable body shapes, signs of ageing). Using recent interviews with Russian readers of the magazines, the paper also examines readers’ views on their bodies, beauty routines, and what it is to be ‘feminine’.

### **Heterosexual Romance, Gender Normativity and Organ Transplantation in *The Unit* and *Never Let Me Go***

Donna McCormack

(University of Helsinki, Finland)

Medical and surgical practitioners insist that organ donation and transplantation are life-saving procedures, necessary for the survival of those on the brink of death. Transplant teams insist that biomedical technologies and pharmaceuticals are open to all and therefore separate from concerns around race, sexuality and gender hierarchies and inequalities.

However, contemporary literary representations of this biomedical intervention, especially Kazuo Ishiguro’s *Never Let Me Go* and Ninni Holmqvist’s *The Unit*, portray a bleak vision of its future state. Set in dystopian futuristic landscapes where the clinic controls who has the right to life and who has the right to save the lives of others, both novels capture a potential crisis in ethics. By creating a subcategory of the human, these novels represent how the human is currently being redefined through a gendered and racialised economic and nationalist lens, where only certain people belong and where only some contributions count.

In the context of such dystopian embodied landscapes, this paper explores how *Never Let Me Go* and *The Unit* weave intimate and intricate connections between normative gender and sexuality roles, colonial ideologies, transnational liberal economies and contemporary biomedical practices. The flesh is the site through, on and in which the state intervenes in order to save the lives of those who matter. Engaging with Judith Butler’s and Margrit

Shildrick's work on ethics and bodies, this paper argues that the heterosexual romance narrative is one possible way of rethinking contemporary bioethics. Heterosexual intimacy, which does not reinforce heteronormative nationalist demands, allows for both a reimagining of an ethics of the human and a forging of non-violent modes of coming together with others.

## **Die Telenovela „Betty la fea“ und die Transformation des Schönheits- und Geschlechterdiskurses**

Barbara Dröscher

(Freie Universität Berlin)

In der kolumbianischen Telenovela *Betty la fea* wurde im Übergang zum 21ten Jahrhundert erneut die Verwandlung des hässlichen Entleins in einen Schwan in Szene gesetzt. Spektakulär daran war, dass dieser Schwan dem gängigen westlichen, weißen Ideal der Schönheitswettbewerbe nicht mehr entsprach. Die Verwandlung des Körpers der weiblichen Hauptfigur ist metonymisch mit Verschiebungen in der Geschlechterhierarchie und von sozialen Positionen verknüpft. Zum Zeitpunkt der Erstausrahlung in Kolumbien ließ sich die zwischen Parodie und Melodrama oszillierende Liebesgeschichte und Modenfirmensage auch konkret als Plädoyer für eine Verhandlungslösung und Versöhnung im bürgerkriegsähnlichen Konflikt lesen. So wurde der weibliche Körper zur Projektionsfläche einer Re-Imagination der Nation, die soziale, geschlechtliche und ethnische Integration versprach, ohne allerdings binäre Konstruktionen oder Hierarchien grundsätzlich in Frage zu stellen.

Dass diese Telenovela jedoch zu einem Prototyp der Globalisierung geworden ist und eine derartige Verbreitung auf dem Weltmarkt gefunden hat, wirft die Frage auf, inwieweit das mediale Format in einer postmodernen Inszenierung der Performativität des weiblichen Körpers zur Diversifizierung des Schönheitsideals und zur Transformation des Schönheits- und Geschlechterdiskurses beiträgt. Mit dem Blick auf Intersektionalität sollen anhand von Ergebnissen aus den Studien zu *Betty la fea* entsprechend Überlegungen zur Rolle des populären Mediums bei Veränderungen im Verhältnis von Macht und Differenz angestellt werden.

**Frauenberufe – Männerberufe. Bewertung physischer und psychischer Belastungen von Berufen in der öffentlichen Wahrnehmung**

Claudia Kalisch/Katharina Kunze

(Universität Magdeburg, Universität Rostock/

Zentrum für Mikrosystemtechnik Berlin am Ferdinand-Braun-Institut)

In dem Beitrag wird das Verhältnis von Geschlecht und Körper im sozialen Raum beleuchtet, wobei der Fokus auf die Berufs- und Arbeitstätigkeit von Männern und Frauen sowie auf den vorgelagerten Berufswahlentscheidungsprozess und deren (professionellen) Begleitung durch Berufsberater/-innen, Pädagogen/-innen und Eltern gelegt wird.

Im Mittelpunkt steht die verbreitete Annahme, dass für Frauen – als Angehörige des „schwachen“ Geschlechtes – einige Berufe nicht (oder nur bedingt) in Frage kommen, da sie physisch oder psychisch zu anstrengend sind (Bsp.: Bau- und Industriegewerbe, Militär, Feuerwehr, Polizei, Reparatur- und Lieferservice). Hingegen ist sowohl aus der historischen Arbeits- und Berufsforschung als auch aus moderner arbeitsmedizinischer Sicht bekannt, dass gerade viele von Frauen ausgeführte Arbeitstätigkeiten und viele der so genannten „Frauenberufe“ (z.B. im Gesundheits-, Pflege- und Dienstleistungsbereich) enorme physische und psychische Belastungen aufweisen und den typischen „Männerberufen“ nicht unbedingt nachstehen.

Untersucht wird die gesellschaftsbezogene divergierende Bewertung physischer und psychischer Belastung von Männern und Frauen, indem die implizit zugrunde gelegten unterschiedlichen Bewertungskriterien und Bedeutungszuschreibungen aufgezeigt werden. Dies erfolgt anhand von Beispielen aus verschiedenen Berufsfeldern. Es wird ein auf die Belastung bezogener Vergleich zwischen typischen Frauen- und Männerberufen gezogen.

**Auswirkungen von Männlichkeitsvorstellungen auf die körpernahe Arbeit von Erziehern**

Anna Buschmeyer

(LMU München)

Männer im Erzieherberuf bilden nach wie vor eine große Ausnahme, allen momentanen Anstrengungen zur Erhöhung des Männeranteils im Erzieherberuf zum Trotz<sup>7</sup>. Erzieher wissen um ihre Ausnahmeposition und ihr (körperliches) Handeln wird von diesem Wissen beeinflusst.

Für meine Dissertation wurden zehn Erzieher, die in Kindergärten, Grundschul-Horten und Krippen arbeiten, begleitet, beobachtet und interviewt. Dabei lag ein Hauptaugenmerk auf der Analyse von körpernahen Tätigkeiten. Es wurde unter anderem untersucht, wie – ausgehend von verschiedenen Männlichkeitstypen – Erzieher Geschlechtsattributionen<sup>8</sup> wahrnehmen („der Besondere“, „der Verdächtige“ und „das männliche Vorbild“) und wie sich diese Wahrnehmungen auf körpernahe Tätigkeiten, wie Pflegen/Wickeln, Nähe zulassen und Sport machen, auswirken.

Es zeigt sich, dass Erzieher, je nachdem, welchem Männlichkeitstyp sie zugeordnet werden können, unterschiedliche Zuschreibungen wahrnehmen und sich von diesen mehr oder weniger stark beeinflussen lassen. Erzieher, die sich selber als Vertreter „alternativer“ Männlichkeiten verstehen, sind zum Beispiel durch den Generalverdacht der Pädophilie weniger beeinflusst/beeinflussbar als Erzieher mit sehr traditionellen Männlichkeitsmustern. Beides hat Auswirkungen auf das körpernahe Handeln. Im Vortrag soll dargestellt werden, wie sich körperliches Handeln als Teil des „doing masculinity“ verstehen lässt und wo sich „doing masculinity“ in der Interaktion mit Kindern auch auflösen kann.

## **Berücksichtigung von Genderaspekten bei Angeboten zur Prävention und Gesundheitsförderung von Erwerbslosen**

Steffi Kreuzfeld

(Universität Rostock)

Arbeitslosigkeit ist mit vielfältigen negativen gesundheitlichen Folgen für die Betroffenen assoziiert. Auf der körperlichen Ebene dominieren neben Muskel- und Skeletterkrankungen, Krankheiten des Atmungs-, Verdauungs- und Herz-Kreislaufsystems. Zusätzlich besteht eine

---

<sup>7</sup> Vgl.: Bundesministerium für Familie, Senioren Frauen und Jugend (Hg.) (2010): Männliche Fachkräfte in Kindertagesstätten. Eine Studie zur Situation von Männern in Kindertagesstätten und in der Ausbildung zum Erzieher. Unter Mitarbeit von Michael Cremers, Jens Krabel und Stephan Höyng. Berlin.

<sup>8</sup> Vgl. Hirschauer, Stefan (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 18, H. 2, S. 100–118 oder Villa, Paula-Irene (2006): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

hohe Prävalenz psychischer und psychosomatischer Symptome und Erkrankungen. Da der Anteil von Personen mit gesundheitlichen Einschränkungen und damit Vermittlungshemmnissen mit dem Lebensalter und der Dauer der Arbeitslosigkeit zunimmt, werden Angebote zur Gesundheitsförderung insbesondere für ältere Langzeitarbeitslose benötigt. Hierbei stellt sich die Frage, über welche Zugangswege und welche konkreten Angebote die Zielgruppe erreicht werden kann und welche geschlechterspezifischen Aspekte dabei berücksichtigt werden sollten.

Im Rahmen der Arbeitsmarktintegration wurde älteren Langzeitarbeitslosen parallel zur beruflichen Qualifizierung ein strukturiertes Gesundheitstraining angeboten, das sich in einen edukativen Teil zur Wissensvermittlung gesundheitsrelevanter Inhalte und ein angeleitetes Kraft-Ausdauertraining in einem kooperierenden Fitness-Studio gliederte. Dieses Angebot wurde im Hinblick auf Wirksamkeit und Akzeptanz in der Zielgruppe wissenschaftlich durch Mitarbeiter des Institutes für Präventivmedizin begleitet. Zwischen 2007 und 2010 nahmen 119 Studienteilnehmer (46 Männer, 73 Frauen) an der Studie Fit50+ teil und unterzogen sich einem umfassenden Untersuchungsprogramm. Hierbei wurden sowohl Faktoren der körperlichen und psychischen Gesundheit und Leistungsfähigkeit, als auch Lebensstilfaktoren, motivationale Aspekte und drop-out-Quoten geschlechtsspezifisch betrachtet.

In der Inanspruchnahme von Angeboten zur Gesundheitsförderung gibt es deutliche Differenzen zwischen Männern und Frauen. Dabei spielen Unterschiede in den subjektiven Konzepten von Krankheit und Gesundheit eine Rolle. Männer assoziieren eher körperliche Aspekte und Leistungsfähigkeit mit Gesundheit. Das hier untersuchte, mehr körperlich orientierte Gesundheitsförderungsangebot im Setting Arbeitsvermittlung scheint geeignet, besonders männliche Erwerbslose für Aspekte eines gesundheitsförderlichen Lebensstils zu sensibilisieren. Geschlechtsspezifische Unterschiede fanden sich auch hinsichtlich der Wirksamkeit des körperlichen Trainings, sowohl bei objektiven physiologischen Parametern als auch in der subjektiven, körperbezogenen Lebensqualität.

Stand: 07.09.2011